

das ist für die unter euch, die Freude daran haben und später wünschen für sich noch weiter zu kommen“.

LEHRZEIT

Nachdem ich aus der Schule entlassen und konfirmiert worden war, begab ich mich an einem wunderschönen Frühlingsmorgen zum ersten Mal ins Kontor. Dieser Gang ist mir ganz deutlich in der Erinnerung. Es war mir recht zwiespältig zu Mute. In etwas feierlich gehobener Stimmung fühlte ich mich: ich hatte einen schönen neuen Anzug mit langen Hosen an, man hatte mich zu Hause fühlen lassen, daß man schöne Hoffnungen in mich setzte und schließlich konnte ja auch nicht jeder beliebige Volksschüler den so hoch bewerteten Beruf des Kaufmanns wählen; aber ich war auch recht bedrückt, denn eine eigentliche Neigung spürte ich noch immer nicht. Ich hatte mir zwar vorgenommen, mir Mühe zu geben, aber ich traute meinen Fähigkeiten zu dem Beruf vielleicht nicht recht und es war mir doch recht beklommen ums Herz.

Zunächst war mir alles neu, ich tat brav, was man von mir verlangte und es wurden auch keine Forderungen gestellt, denen ich nicht hätte genügen können. Nun waren in der Fabrik Goldschmiede und Graveure am Werk; der Kabinettmeister modellierte und arbeitete in Stahl. Nach allerlei pikanten Gemälden schuf er die Stahlstempel, nach welchen elegante und beliebte Zigarettendosen geprägt wurden. Diesen Betätigungen brachte ich bald heißeres Interesse entgegen als meinen Obliegenheiten. Tadel und Zurechtweisungen, die ich mir nach und nach zuzog, waren sicher berechtigt. Der Prokurist ertappte mich beim heimlichen Zeichnen, fand unter meinem Schreibtisch allerlei Gezeichnetes versteckt. Er erklärte mir eines Tages, daß ich es nicht zum ordentlichen Kaufmann brächte, daß höchstens ein Fünzigmarkbuchhalter aus mir werden könnte; es stand bald so um mich, daß ich ihm innerlich zustimmte. Ich war darüber recht unglücklich und grübelte ständig, was ich tun könnte um aus dem Dilemma herauszukommen. Als unüberwindliches Hindernis stand die Bestimmung über die beim Verlassen der Lehrstelle fällige Konventionalstrafe vor mir. An die Möglichkeit, daß mein Vater das Geld aufbringen könnte, war ja überhaupt nicht zu denken. Irgend einem Menschen meine Not anzuvertrauen wagte ich nicht. Schließlich gelang es mir, ich weiß nicht wie, Einblick

in die gesetzliche Gewerbeordnung zu erlangen und die auf meinen Fall bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen nachzulesen. Als ich einen Paragraphen fand, der besagte, daß derartige Konventionalstrafen hinfällig werden, falls der Lehrling einen anderen Beruf erlernen wolle, fiel eine Last von meiner Seele. Aber ich brachte doch nicht sogleich den Mut auf, eine Entscheidung zu erzwingen. Im Geschäft hatte ich aber inzwischen eine Untat begangen, deren Ungeheuerlichkeit mir auch nicht annähernd klar war, deren Entdeckung schließlich aber nicht zu verhindern war. Man hatte mir zum ersten Mal eine Eintragung in ein ganz heiliges Geschäftsbuch anvertraut, ich weiß nicht mehr, wie es heißt. Beim Schreiben überschlug ich nachlässigerweise zwei der nummerierten Seiten, hatte aber sofort den rettenden Gedanken, die leeren Seiten einfach zusammenzukleben. Als der Prinzipal mich eines Tages zu sich hereinrief und das betreffende Buch vor sich hatte und dazu eine außerordentlich rote Gesichtsfarbe zeigte, wußte ich, daß ich entlarvt war. In einer Tonart und mit Ausdrücken, wie ich sie nur von meinem unvergeßlichen Lehrer gehört hatte, gab er mir Aufschlüsse über meine Fähigkeiten und meinen Charakter, die umso vernichtender waren, als ich ihm innerlich eigentlich voll zustimmen mußte. Das war an einem Samstag. Ein heftiger innerer Aufruhr wich ganz rasch einer klaren ruhigen Entschlossenheit. Sonntags schrieb ich zu Hause an den Lehrherrn einen kurzen Brief, in dem ich ihm lediglich mitteilte, daß ich den Beruf aufgeben und Bildhauer werden wolle, daß nach Paragraph so und so der Gewerbeordnung die Konventionalstrafe unter diesen Umständen weg falle und daß ich Montag Mittag noch mal ins Geschäft käme, um meine Sachen abzuholen. Montag früh sagte ich zu Hause nur kurz, daß ich nicht mehr in die Lehre ginge. Man glaubte nicht an den Ernst meiner Worte; nachmittags ging ich ins Geschäft. Dort hatte man, zu meiner eigentlichen Verwunderung, den Brief vollkommen ernst genommen. Zu meinem weiteren Erstaunen redete man mir aber doch zu, weiter zu bleiben und sagte mir sogar, daß mein Fall gar nicht so schlimm sei. Natürlich lehnte ich ab. Einen weiteren Vorschlag im Geschäft als Stahlgraveurlehrling zu bleiben, weil man meine Neigungen ja kenne, wies ich auch ab. Ich hatte ganz allein das Lehrverhältnis aufgehoben, fühlte mich als Sieger und freier Mensch. Aber auf dem Heimweg bedrückten mich immer mehr bange Ahnungen. An diesem Tag wagte ich die vollendete Tat zu Hause noch nicht zu offenbaren.

Mein Bekenntnis am nächsten Morgen machte auf die Familie einen derart niederschmetternden Eindruck, wie ich es mir wirklich nicht vorgestellt hatte. Gerade

ich, von dem man eigentlich Besonderes erhofft hatte, bringe jetzt die Familie in solche Schande. Der Vater war nicht zu bewegen mit mir sich um eine neue Lehrstelle für den von mir jetzt unerbittlich festgelegten Beruf zu bemühen, er schämte sich meiner.

Für mich folgten trübselige Tage, ja Wochen. Zu Hause fühlte ich mich nicht wohl, auf die Straße traute ich mich kaum. Hinter unserer damaligen Wohnung befand sich ein schöner alter verschlossener Friedhof. Dank des Fensters konnte ich über das Dach eines Hintergebäudes und eine Hofmauer in den Friedhof gelangen. Hier hab ich mich heimlich viel aufgehalten, im Ganzen traurig und recht unglücklich darüber, daß ich nicht anders gekonnt hatte, aber doch innerlich überzeugt davon, daß ich richtig gehandelt hätte und voll trotzigen Willens mein Ziel vollends zu erreichen. Von meinem ersten Taschengeld hatte ich mir Schillers Jugendwerke und Gedichte gekauft; ha, wie die Karl Moors, Miller und Posa meinen Rebellensinn stärkten, wenn ich auf einem alten Grabstein kauern ihre glühenden Anklagen laut vor mich hin deklamierte und mich selbst bis zum Heulen erschütterte. Endlich war mein Vater soweit gewonnen, daß er bereit war mit mir in einem Grabsteingeschäft nachzufragen, ob der Meister mich als Lehrling annehmen wolle. Nach Anhören des Falles schien der Meister gar nicht sehr erbaut von dem Angebot, der Umstand, daß ich freiwillig den feinen Beruf verlassen habe, schien ihn wohl unglaublich; andererseits hatte ja auch der Umstand, daß ich der Lehre entlaufen war, nichts Empfehlendes. Irgendetwas, was meine Eignung für den Beruf meiner Neigung nachweisen konnte, hatte ich auch nicht vorzuweisen. Als ich mich hatte überreden lassen, den Wünschen meiner Jugend zu entsagen, hatte ich in einem Anfall von Resignation und Jähzorn meine ganze bisherige zeichnerische Produktion ins Feuer geworfen. Das hat mir in späteren Jahren oft leid getan, wie sehr hätte es mich manchmal interessiert, meine frühesten ganz unbefangenen Versuche wieder zu sehen.

Schließlich erklärte sich der Meister bereit; mich zunächst probeweise als Lehrling anzunehmen. Er meinte allerdings noch, auf die Stirn deutend: „Wenn's do fehlt, kann ich freilich auch nix machen.“

Nun wurde ein Lehrvertrag ausgefertigt. Ich war jetzt vorsichtig in diesem Punkt und las ihn erst genau durch. In vier Jahren sollte ich das Steinhauer- und Steinbildhauergewerbe erlernen. Von Konventionalstrafe stand nichts darin, das beruhigte mich. Ich hatte mich schon umgesehen im Betrieb und sah, was die drei

schon vorhandenen Lehrlinge trieben. Es waren bei allen die allereinfachsten Steinhauerarbeiten, mit denen sie beschäftigt waren; nicht mal etwas schönere komplizierte Steinmetzarbeiten sah ich in Arbeit. Das war nicht das , was ich suchte. Aber eine Ausbildungsstätte anderer Art war für mein gewünschtes Gebiet in der Stadt nicht vorhanden. Da kam mir der Gedanke, den Wunsch auszusprechen, daß mir nach dem zweijährigen pflichtmäßigen Besuch der Gewerbeschule erlaubt würde, auch den Abendunterricht in der Kunstgewerbeschule zu besuchen. Mein Verlangen wurde erfüllt und ich versäumte nicht die Vereinbarung persönlich in den Lehrvertrag einzufügen. Diese kleine Klausel hielt während der ersten Jahre der Ausbildung in mir die Hoffnung aufrecht, daß ich vielleicht mein Ziel noch erreichen könnte und dem Bestehen auf ihrer Erfüllung verdanke ich doch alle späteren Entwicklungsmöglichkeiten.

Bald darauf, in der Morgenfrühe eines frostigen Spätherbsttages trat ich mit einer schönen blauen Schürze meine neue Stelle an. Es war gerade ein Wagen mit großen Steinblöcken zum Entladen angefahren. Ich war der junge Lehrbub und mußte rennen und laufen und schleppen. Wie kalt waren die schweren Hebeeisen, die Eisenwalzen, wie schwer die Balken und Dielen, wie rau die Steine und der Ton der Gesellen, wie weich und zart meine Hände und mein Gemüt. Ein anderer Wagen wurde mit Grabsteinen beladen; wie war ich froh, als die rauen Gesellen mit dem Fuhrwerk über Land fuhren und nur noch der älteste Lehrbub für den Tag außer mir auf dem Werkplatz blieb. Der hatte Anweisung mit mir einen Stein aufzubänken und mir zu zeigen, wie ich eine ebene Fläche darauf zu arbeiten habe. Ehe der Stein, den wir rücken und kanten und walzen und heben mußten, auf seinem Platz lag, war mein Daumennagel schön blau und es wurde mir recht schwer während der nächsten Zeit an anderes als den Daumen zu denken. Aber ich war tapfer und doch stolz nun mit richtigem Werkzeug, Schlegel und Meißel, Richtscheit und Winkel hantieren zu können. Ich lernte am ersten Tage außer der Härte der Steine auch die des Eisenschlegels auf meinen Händen fühlen, lernte, daß man Steinstaub auf die zerfetzte Haut legte, um das Blut zu stillen. Am Abend wiesen meine weichen Schreiberhände schöne Blasen auf. Ich war recht müde, aber der schmerzhaft pochende Daumen ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Es folgten nun Tage, in denen ich mich fragte, ob ich mich so entschieden hätte, wenn ich das gewußt hätte?

Ich war gesund und kräftig und an die körperlichen Anstrengungen gewöhnte ich mich bald. Aber ich litt seelisch unter freilich törichten Vorurteilen, die ich lange mit

mir herumtrug. Als feiner Kaufmannsstift, ordentlich gekleidet, hatten mich die Bekannten in der Stadt gesehen. Jetzt sahen sie mich dreckig, mit der Schürze angetan den Schubkarren durch die Stadt schieben; in der Schürze das Frühstück und die Bierflaschen für die Gesellen schleppen, die Eimer mit dem Fressen für die Hunde tragen. Der Werkplatz lag offen an der Verkehrsstraße. Wenn die Jugendkameraden ihren Abendspaziergang machten, mußte ich den Werkplatz aufräumen, den Steinschutt wegfahren, alle die Lehrbubendienste unter den in deftigen Ausdrücken gegebenen Anweisungen meist recht derber Gesellen tun. Das war schwer, das Schwerste. Wenn ich wenigstens den weißen Bildhauerkittel hätte tragen dürfen! Wohl suchte ich zu zeigen, daß ich kein gewöhnlicher Steinhauer sei, indem ich Modellierhölzer möglichst deutlich sichtbar aus der Tasche herausschauen ließ. Ich war schon glücklich, wenn ich feine Bildhauermeißel, Zirkel etc. statt des grobschlächtigen Steinhauerwerkzeugs zu tragen hatte. Aber im Ganzen fühlte ich mich unendlich erniedrigt. Dazu kam noch der Besuch der Gewerbeschule. Vorher war ich in einem Handelskursus zusammen mit den anderen Kaufmannsstiften gewesen, jetzt war ich in einer Fachklasse für Bauhandwerker, Maurer- und Zimmerlehrlinge, meist vom Dorfe. Der Unterricht war ausschließlich für Schüler dieser Gewerbe zugeschnitten .

Es herrschte der derbe Umgangston, den all die Buben von den Bauplätzen mitbrachten, den ich ja aus der Werkstatt auch schon kannte und dem sich niemand so ganz entziehen konnte, auch der Lehrer nicht. Der Hauptlehrer, ein grundgütiger Mann, ließ sich leicht in grimmiges Toben treiben, das ungewollt, trotz der dabei ausgeteilten Prügel, als erwünschte Abwechslung der Langeweile der Schulstunde empfunden wurde und so gar keine erzieherische Wirkung ausübte. Sein „Schwoig, Ursimpel, schwoig!“, das auch ich so häufig zu hören bekam, klingt mir noch recht in den Ohren. Ich habe bei ihm etwa ein Jahr lang ein romanisches Gipskapitell gezeichnet und hauptsächlich „schattiert“, so fleißig ich konnte, aber wir waren beide nicht so recht zufrieden mit dem Sitzfleischergebnis. Mehr Freude machte mir der erste Modellierunterricht, den ich bei einem anderen Lehrer erhielt. Ganz gewiß war es auch nicht die ideale Einführung in dieses Gebiet, aber die Gestaltung der wirklichen körperlichen Form entsprach doch mehr meiner eigentlichen Neigung, als die zeichnerische Projektion auf die Ebene. Ich gab mir viel Mühe und es gelang mir, die mir anhaftende manuelle Schwerfälligkeit teilweise zu überwinden und die

Akanthusblätter und Fratzen beinahe so sauber und ordentlich nachzumodellieren, wie es von mir verlangt wurde.

Inzwischen hatte ich mich in der Werkstatt auch weiter zurechtgefunden. Mein Instinkt sagte mir bald daß ich recht wach sein müsse, wenn ich meinem Ziel, ein richtiger Steinbildhauer zu werden, nahe kommen wollte. Ich hatte bemerkt, daß die Geschäftsinhaber allzu bereit waren, einen Lehrling, der sich in irgendeinem Spezialgebiet geschickt zeigte, bald möglichst ausschließlich mit einer solchen Arbeit zu beschäftigen. Zuerst nur mit den primitivsten Steinhauerarbeiten, wie Grabeinfassungen, Sockelsteinen, Kreuzen beschäftigt, bekam ich dann „freiere“ Arbeiten zu machen: Felsensteine mit aufgeschlagenen Büchern, Naturkreuze, Baumstämme und dergleichen gräuliche Dinge, die damals beliebt waren. Aber an diesen Erfindungen einer (damaligen Mode) konnte ich mich doch mehr dem formbildnerischen Drang hingeben als an den langweiligen ebenen Flächen. Zudem konnte ich nicht so „sauber schaffen“, daß man mir schwierige Steinmetzarbeiten, bei denen es ja auf maschinenmäßige Exaktheit ankam, anvertraut hätte. Aber bei den Felssteinen konnte ich eigenwillige Bildungen probieren, an einem Naturkreuz konnte ich versuchen, die Stofflichkeit von Stamm, Ast und Rinde, von Blättern wiederzugeben. An solchen Dingen habe ich mich dann recht verkünstelt. – Nun war es in derartigen Betrieben damals überhaupt so: die schneeweißen Marmorengel und –figuren, die Marmorkreuze mit den routiniert gearbeiteten Blumen, wurden aus Italien nach Katalogen bestellt. Die Biskuitporzellanengelchen und Christuskörper kamen aus der Fabrik, ebenso Grabsteinschmuck aus Glas, Bronze oder anderem Metall. Die herrliche Zeit hatte eben begonnen, in welcher an die Stelle des verlorenen Gefühls für gestaltete Form die Sucht trat, in kostbarem, unverwüstlichem und unveränderlichem Material seine Pietät für die Toten zum Ausdruck zu bringen. Die neuen Aufgaben konnten billiger und bequemer von der Maschine und also der Industrie als vom Handwerk und den gestaltenden Menschenhänden gelöst werden. Schon an freischöpferischen Steinmetzen, wenn es die noch gegeben hätte, wäre kaum mehr Bedarf gewesen. Für Bildhauer schrumpfte die Betätigungsmöglichkeit immer mehr ein.

In der Werkstatt, in der ich Bildhauerei lernen sollte, waren also reine Bildhauerarbeiten verhältnismäßig selten. Für geflügelte oder mit „Draperien“ behängte Engelsköpfchen war nur der jüngere der beiden Meister zuständig. Palmen, Lorbeerzweige, Rosetten, Akanthusblätter und dergleichen ohne Köpfchen

machen zu dürfen war das Privileg des obersten Gesellen. Für Blumenkränze, Säulenstümpfe mit Kränzen in Sandstein wurde mitunter ein reisender Spezialist herbei geholt, der von mir heiß verehrte und bewunderte Bildhauer Wollensack. Wenn ich ihm auch nur die Schnur der Bohrmaschine ziehen mußte, eine Sklavenarbeit, die ich sonst besonders haßte, freute ich mich jetzt über diese Handlangerdienste, weil ich dabei beobachten konnte, auf welcher unbegreiflichen Weise Kränze und Blumengehänge vielfältiger und lebendigster Art er aus dem Stein befreite, ohne Modelle, ohne Zeichnungen oder Vorlagen. Er war auch der Einzige, der selbst immer besonders bescheiden und ohne künstlerische Eitelkeit von seiner Arbeit sprechend, mir gelegentlich freundlich zusprach und mir versicherte, daß aus mir sicher etwas Ordentliches werden könnte, wenn ich mir weiter Mühe gäbe.

Daß ich bei der geschilderten festgelegten Zuteilung der ohnehin recht kärglichen Aufgaben bildhauerischer Art wenig Aussicht hatte als jüngster Lehrling jemals einen Löwenkopf versuchen zu dürfen, bedrückte mich ständig.

Außer den bezeichneten Arbeiten fand ich nach und nach auch Verwendung als Schrifthauer. Mit der Zeit kam es soweit, daß ich viele Monate lang nichts anderes zu tun bekam, als Grabschriften zu meißeln und auszumalen. Jeden Tag elf Stunden lang unendlich lange rührende Verse auf die Rückseiten der Grabsteine zu graben verlor auch seinen Reiz. Mein Interesse erlahmte, und wenn der Meister die Schrift vergoldete, stieß er immer öfter auf von mir vorgenommene Korrekturen von Druckfehlern. Ich war wieder als unzuverlässig erkannt und es blieb mir meist versagt, mich auf den vornehmen polierten Denkmälern zu betätigen, weil mir ja keine Korrekturen möglich waren. Unglücklich war ich darüber aber nicht, denn diese Arbeit war noch viel langweiliger als die andere.

An den Winterabenden hatte ich zu Hause noch allerlei Modellierübungen getrieben. Nach Vorlagen allerlei Stilornamente, Pflanzen, Blumen versucht; auch Köpfe nach Bildern, z.B. von den Herren Napoleon I., Bismarck, Moltke hatte ich auf Brettchen Reliefköpfe modelliert. Auch dem Meister zeigte ich dann einmal solche Erzeugnisse. Ich erinnere mich aber nicht, je ein aufmunterndes Wort zu meinen Bemühungen gehört zu haben; man gab mir nur zu verstehen, daß ich erst noch sauberere und exaktere Steinhauerarbeit machen müßte, ehe so was einen Wert habe. „Der hat höhere Possen im Kopf“, hörte ich immer, wenn etwa die Scharierhiebe an einem Sockelstück nicht so gleichmäßig wie mit der Maschine gemacht nebeneinander saßen.